Im Bann der Rennbahn

Von J. Giers.

In einem Vorort Berlins hatte sich eine Sport-Filiale eines größeren Wettbureaus der Residenzstadt in einem primitiven Bierausschank etablirt. In den Sommermonaten, wenn die Rennen in vollem Gange waren, herrschte dort gewöhnlich in den Vormittagsstunden ein reges Leben. Die Gäste, welche meist dicht gedrängt an den wenigen Tischen saßen und eifrig Sport-Zeitungen oder die französische Starterliste studirten, ihre Meinungen austauschten, gehörten größtentheils dem Handwerkerstande an. Für solche Gäste, welche hohe Wetten entritten, befand sich ein besonderes Zimmer hinter dem Büffet. Der Wirth, welcher in hochaufgekrempelten Hemdsärmeln in einer Ecke hinter dem Büffet saß, schrieb eifrig die ihm diktirten Wettzettel, während seine Gattin die durstigen Kehlen befriedigte. Da er die Mehrzahl seiner Gäste mit dem kameradschaftlichen „Du" anredete, fehlte es auch nicht an theils humoristischen, theils groben Bemerkungen.

Oft saß ich stundenlang in dem Lokal und amüsirte mich über die Originale, die sich da zusammenfanden, denn es gab nichts Possirlicheres als ein derartiges Wettbureau und seine Insassen.

Fritz Werner, genannt Pechvogel, weil er immer verlor, war Eigenthümer eines hübschen, kleinen Landhauses in demselben Vororte, Rendant der Ortskrankenkasse und Buchhalter in einem großen Export-Geschäft in Berlin. Ich hatte ihn in dem genannten Lokal kennen gelernt, als er eines Tages mit nervöser Hast hereinstürmte und dem Wirth einen Wink gab mit den Worten: „Schnell, schnell, ich will ja noch nach Westend!" und dann im Hinterzimmer verschwand. Nach einigen Minuten kehrten beide zurück, worauf Fritz mit kurzem Gruße wieder hinauseilte und der Wirth seinen alten Platz einnahm.

* * *

Himmelfahrtstag! Blendender Sonnenschein und Deutsches Traber-Derby! Welch echten Verehrer des schönen Trabersports und welchen Glücksjäger elektrisirten nicht diese Worte! Schon Vormittags wimmelten die Höhen von Westend von Fußgängern aller Art.

Je näher aber der Beginn der Rennen heranrückte, je größer wurde das Gewirr der Fuhrwerke. Equipagen, Automobile, Kremser, Droschken, Schlächterbreaks neben der eleganten Mailcoach strebten in dichten Reihen dem ersehnten Ziele zu. Auf der Bahn selbst entwickelte sich eine solche Menschenmasse, daß man nur mühsam vorwärts konnte. Unberall bildeten sich Gruppen, welche die Chancen der voraussichtlichen Derby-Siegerin Columbia erörterten. War doch die Stute schon Monate vorher heiße Favoritin im Wettmarkt und hatte somit das Rennen bereits „sicher in der Tasche".

Fritz Werner, welcher mit seiner Gattin Elise ebenfalls anwesend war, hatte sich auf der Tribüne ein paar Plätze erobert und sah dem Treiben gemüthlich zu.

„Weißt Du, Lieschen," wandte er sich zu seiner Frau, „heute gewinne ich sicher, denn ich habe von großen Spinnen geträumt, und das bedeutet immer Glück. Aber, Scherz beiseite, ich habe Columbia schon lange vorher mit gutem Kurs hoch angelegt, und da die Stute nicht zu schlagen, steht mir eine schöne Summe in Aussicht!"

Elise sieht ihn zweifelnd von der Seite an und erwidert mit einem leisen Bangen in der Stimme: „Gott, Fritz, wenn's nur wahr ist! Ich bin entsetzlich ängstlich geworden durch die fortwährenden Verluste, welche Du schon seit Monaten hast. Wie soll das werden, wenn's so fort geht, denn die Summen kannst Du nie mehr wiedergewinnen. Ich wäre heute am liebsten zu Hause geblieben, denn ich glaube an nichts mehr."

Etwas ärgerlich antwortet Fritz: „Aber Lieschen, was fällt Dir denn ein? Du mußt doch nicht schon vorher Unglück wittern. Warte es doch ab, Du wirst sehen, daß alles gut geht, und nun sei auch vergnügt. Morgen kaufe ich Dir das längst gewünschte Kleid, hier meine Hand darauf."

Lächelnd schlägt Elise ein und wendet dann ihr Interesse der Bahn zu, auf welcher schon an den Tafeln die Nummern aufgezogen werden und die startenden Pferde erschienen sind. Nachdem Fritz sich in seinem Programm die nöthigen Notizen gemacht und die einzelnen Traber prüfend gemustert hat, wendet er sich an Elise mit den Worten: „Bleib ruhig hier sitzen, bis ich wiederkomme", und verschwindet unten im Gewühl, sich einen Weg zum Totalisator bahnend. Hier traf ich mit ihm zusammen, und da ich mit ihm oberflächlich bekannt geworden, wie man überhaupt auf der Rennbahn häufig Bekanntschaften anknüpft, Meinungen austauscht u. s. w. und dann im gewöhnlichen Lebensverkehr achtlos aneinander vorübergeht —fragte ich ihn, was er wetten wolle. Er zeigte mir mit geheimnißvoller Miene eine Nummer seines Programms und verschwand. Daß ihm natürlich gleich das erste Rennen, wie hundert andere, eine arge Enttäuschung brachte, da ein krasser Außenseiter als Erster das Ziel passirte, that nichts zur Sache. Einige Stimmen, welche laut über Schieberei schimpften, gingen unter in dem allgemeinen Trubel. Tröstend sich doch alle mit dem noch bevorstehenden Derby, welches ja für Columbia todsicher war. Da konnte man doch mit einer anständigen Summe herangehen und den Verlust wieder einholen.

Da plötzlich fegt ein heftiger Windstoß über die Bahn und wirbelt den Staub zu mächtigen Wolken auf, während der Himmel eine blaugraue Farbe annimmt. Und ebenso schnell tritt tiefe Windstille ein, verbunden mit einer athemberaubenden Hitze. Das zweite Rennen begann und verlief zu allgemeiner Zufriedenheit, denn der Favorit hatte gesiegt. Mit ihm auch Fritz Werner, welchen ich freudestrahlend an der Kasse traf, als er sich seinen Gewinn auszahlen ließ.

Als drittes Rennen war das Traber-Derby auf dem Programm. In der Zwischenpause drängte und stieß man sich an den Büffetten und in den Kaffee-Restaurants. Daß der Himmel sich unterdessen verdächtig mit schweren Wolken überzog und der Wind sich zum Orkan umwandelte, störte vorläufig die Gemüthlichkeit nicht im mindesten, bis ein ungeheurer Donnerschlag die Menge auseinander trieb und alles auf die Tribüne oder in die bereits gedrängt vollen Restaurants flüchtete, so daß sämmtliche Räume im Augenblick zum Ersticken gefüllt waren. Nun ging ein Gewitter nieder, mit Sturm und wolkenbruchartigem Regen, die Bahn in einen See verwandelnd und die Kleider derer, die nicht rasch genug Unterkunft gefunden, total aufweichend.

Nach Verlauf einer guten halben Stunde hatte sich das Gewitter verzogen, langsam versuchte die Sonne durch die Wolken zu blinzeln, und langsam wagte sich auch das Publikum aus den erstickend heißen Räumen in die frische Luft. Das erste Glockenzeichen zum Derby war erklungen, die theilnehmenden Pferde erschienen auf der Bahn, und wer sein Geld noch nicht untergebracht hatte, suchte das so rasch wie möglich nachzuholen. Nach einer Pause ertönte das zweite Zeichen und rief die Pferde zum Start. Doch ehe noch das dritte Zeichen zum Ablauf gegeben war, verdunkelte sich abermals der Himmel, und ein feiner, durchdringender Regen setzte ein und zwang das Publikum, wieder die schützenden Tribünen aufzusuchen. Dazu hatte sich die Luft empfindlich abgekühlt. Da erklingt das letzte Zeichen, und los geht die Fahrt. Schon nach Absolvirung der halben Bahnlänge waren Fahrer und Pferde bis zur Unkenntlichkeit mit Schmutz bedeckt. Wo aber blieb Columbia, die heiße Favoritin? — Weit hinter dem Felde liegend, trabt sie nach der ersten Runde als Letzte an den Tribünen vorbei. Allein, trotz einer leisen Angst, die sich der Wetter bemächtigte, da die Stute anscheinend in dem schweren, nassen Boden nicht vorwärts kam, tröstete man sich damit, daß der Fahrer in der zweiten Runde nach seiner gewohnten Manier alle überholen würde. Hatte er doch wegen seiner Fahrkunst und Sicherheit den Beinamen „Blitzer".

Schon nahen sich die Pferde der „Geraden", und scharf greifen sie in den Endkampf ein, allein Columbia liegt immer noch hinten, und beim letzten Glockenzeichen, wo die Kämpfer dem Ziele zusteuern und mancher geschlagen zurückfällt, entwickelt sich aus dem Rudel Tuberose und trabt, sich mit seltener Treue durch Sumpf und Morast arbeitend, als Siegerin zum Ziele, ihren wenigen Anhängern hohen Gewinn bringend. Wie dieser Sieg vom Publikum aufgenommen wurde, spottet jeder Beschreibung. Ein ungeheures Toben der Wuth erhob sich, und die abenteuerlichsten Beschuldigungen gegen den Fahrer von Columbia wurden laut, der unbedingt „geschoben" haben mußte; denn da seine Stute heiß favorisirt worden war, durfte sie nicht fliegen, da sonst der Gewinn für ihn zu unbedeutend ausgefallen wäre; dergleichen Hirngespinste giebt es ja bei ähnlichen Gelegenheiten unzählige.

Der größte Theil des Publikums verließ, da das Wetter abscheulich und das Geschäft schlecht war, die Bahn, ohne das Ende abzuwarten. Auch ich war im Begriff, zu gehen, als mir Fritz Werner in den Weg kam, mit eingedrücktem Hut, nassen Kleidern und kreidebleichem Gesicht. Auf meine Frage, ob er Glück gehabt, gab er mir mit trüber Miene zur Antwort, daß ihn der Tag fünfhundert Mark koste, denn er habe bei verschiedenen Buchmachern lange vorher hoch angelegt, und wäre nicht das niederträchtige Gewitter gekommen, so hätte Columbia auch gesiegt. Nach einigen bitteren Klagen über sein beständiges Pech entfernte er sich, um seine Frau zu holen und mit ihr ebenfalls nach Hause zu fahren. Das war das Ende eines Traber-Derbys.

* * *

Mit wüstem Kopf und steifen Gliedern erwachte Fritz Werner ziemlich spät am andern Morgen. Mühsam richtete er sich empor und grübelte. Was war denn gestern? — Richtig, Derby! Er hat verloren — wieder verloren — und da das schon seit einigen Jahren so geht, belaufen sich die Summen, die er zugesetzt, auf Tausende, denn nach jedem Verlust wettete er höher, um Ersatz zu schaffen. Da sich aber das Glück nicht zwingen läßt, gelangen seine Spekulationen selten. — Stöhnend ließ er den Kopf in die Kissen fallen, während ein heftiger Frost seine Glieder schüttelt. Zum Ueberfluß hat er sich auch noch bei dem Regen tags zuvor eine tüchtige Erkältung zugezogen und ist gezwungen, das Bett zu hüten.

„Siehst Du, Lieschen," sagt er zu seiner Frau, welche ihm heißen Kaffee und frisches Gebäck bringt, „mit dem neuen Kleid, welches ich Dir gestern versprach, wird's nun nichts werden. Das Gewitter hat mir alle meine Kalkulationen und Hoffnungen über den Haufen geworfen. Na, tröste Dich, ein andermal wird's besser gehen."

„Denke nicht mehr daran, Fritz," sucht Elise abzulenken. „Trinke jetzt den Kaffee, der wird Dich erwärmen, dann bleibe noch ruhig im Bett und versuche zu schlafen. Ich werde unterdeß an Deinen Chef telephoniren und Dich entschuldigen."

„Wie gut Du bist, Lieschen, ich danke Dir."

Mit Wohlbehagen genießt er nun sein Frühstück und schlürft das heiße Getränk, dann wickelt er sich fester in seine Decke und ist bald eingeschlafen.

Doch das Unglück schreitet schnell! — Bei Fritz Werner trat es in Gestalt zweier Beamten über seine Schwelle, welche kamen, eine Kassenrevision vorzunehmen. Auf die Bemerkung Elisens, daß ihr Mann nicht wohl sei und noch schlafe, entgegnete der eine höhere Beamte, sie solle ihn nicht stören, es ginge auch ohne ihn. Es wäre ja alles nur eine Formsache. Dann ließen sich die Herren das Bureau aufschließen und verschwanden in demselben.

Die Revision war ziemlich rasch erledigt, da die Bücher anscheinend in guter Ordnung waren. Nur aus der Kasse, in welcher sich wenig baares Geld befand, nahmen sie einen Depotschein der Reichsbank, untersuchten und prüften, indem sie ihn gegen das Licht hielten, steckten ihn dann in eine Brieftasche und entfernten sich wieder. Ein winziger Fehler hatte die Beamten mißtrauisch gemacht. Bei näherer Untersuchung durch die Lupe stellte sich heraus, daß eine äußerst geschickte Radirung vorgenommen war, und auf Nachfrage und Vorlegung des Scheines auf der Reichsbank erhielten die Beamten die wenig erfreuliche Erklärung, daß überhaupt nur 2000 Mark dort niedergelegt, und daß die Summe von 20,000, auf welche der Schein lautete, gefälscht sei.

Noch am Abend desselben Tages, ehe Fritz von der stattgefundenen Revision eine Ahnung hatte, denn Lieschen hatte sie in ihrer Arglosigkeit verschwiegen, wurde er in Untersuchungshaft gebracht. Als er nach einigen Monaten zum Verhör kam, legte er ein reumüthiges Geständniß ab. Er schilderte unter Thränen, daß er zu Anfang erst kleine Summen der Kasse entnommen habe, die er aber immer wieder mit Hilfe guter Freunde gedeckt hatte, welche bereitwillig auf kurze Zeit einige hundert Mark geborgt hätten, sobald ihm eine Revision bevorstand, und die er dann stets wieder zurückgezahlt hatte, mithin Kasse und Bücher immer in Ordnung waren. Später freilich, als seine Verluste immer größer wurden, habe er höhere Summen entwendet, und die Angst, das Fehlende zu ersetzen, habe ihn von Fall zu Fall immer tiefer auf die abschüssige Bahn gebracht. — In Erwägung seines sonst unbescholtenen Lebenswandels kam er mit einigen Jahren Gefängniß davon. Das Defizit war bereits gedeckt durch den Verkauf seiner sämmtlichen Habe. Arm und krank vor Kummer und Scham, mußte Elise mit ihren Kindern aus dem Häuschen, in welchem sie glückliche Zeiten verlebt hatten. Was würde aus ihnen werden? —

Eine Reihe von Jahren waren wohl vorüber und Fritz mir längst aus dem Gedächtniß geschwunden, als ich im Spätherbst im Begriff stand, nach Karlshorst zum Hindernißrennen zu fahren. Vor dem Bahnhofsgebäude trat mir ein Zeitungsverkäufer entgegen mit den Worten: „Tip und Programm für Karlshorst! Sporn! Wollen Sie nicht eins mitnehmen, Herr? Sie kennen mich wohl nicht mehr?"

Als ich mir den Mann in der abgetragenen Kleidung näher ansehe, rufe ich erstaunt aus: „Mein Gott, Herr Werner, was treiben Sie denn?"

Mit fatalistischer Miene giebt er zur Antwort: „Sie sehen's ja, ich schlage mich recht und schlecht durch's Leben. Tip und Programm gefällig?" ruft er wieder einige Herren an.

„Aber konnten Sie denn bei Ihren Kenntnissen keinen anderen Beruf ergreifen? Bot sich Ihnen denn nirgends eine Stellung?"

„Sie dürfen sicher sein, daß ich nichts unversucht ließ, um ehrlich durch die Welt zu kommen, aber es ging nicht. Stellung" — erzählt er mit beißendem Spott weiter — „ja wohl bewarb ich mich um verschiedene. Da ich aber keine Zeugnisse hatte und man dann erst Erkundigungen einzog, da konnte ich sicher sein, daß man mir wie einem Pestkranken die Thür vor der Nase zuschlug. Bekam ich aber mal eine, ohne daß erst nach der Vergangenheit geforscht wurde, so war ich, trotz tadelloser Arbeit und guter Führung, sicher nach vier Wochen mit höflichem Bedauern an die Luft gesetzt. — Tip und Programm gefällig? — Sie können sich gar nicht denken, Herr, was ich alles getrieben. Für alle möglichen Branchen war ich Reisender. — Tip und Programm! — Ich bin und bleibe nun schon mal Pechvogel bis an mein Lebensende."

„Und Ihre Frau?" fragte ich ihn.

„O, meine Frau," gab er mit einem gewissen Stolz zur Antwort. „Die arbeitet Tag und Nacht, um die Kinder zu erhalten. Sie stickt feine Wäsche für große Geschäfte und hat sehr viel zu thun. Die Arbeit müßten Sie aber auch sehen, einfach großartig. Doch Sie entschuldigen mich wohl jetzt. Ich muß sehen, daß ich hier noch etwas Geschäfte thue. Mit dem letzten Zuge fahre ich dann nach Karlshorst."

„Wie, Sie wollen zum Rennen?" rief ich erstaunt.

„Was wollen Sie? Der Pferdesport ist doch nun mal von jeher meine Passion gewesen, und da ich doch nicht wieder in die Höhe komme, mag's weiter gehen, wie es will. Uebrigens gehe ich jetzt nur auf den 50 Pfennig-Platz. Da ist's auch schön, namentlich wenn einem die Sonne so recht auf den Buckel brennt. — Tip und Programm! Sport!" hörte ich seine Stimme noch schallen, während ich langsam zum Perron emporstieg und über die Gewalt der Rennsportleidenschaft nachdachte.

Die Photographie.

Novellette nach dem Englischen von Sophie Spiegel.

Eines Morgens, als Helene ihre Tante besuchte und unangemeldet in's Zimmer trat, fand sie die alte Dame in Thränen. Zartfühlend wollte sie sich zurückziehen, doch sie war bereits bemerkt worden und wurde nun gebeten, zu bleiben.

„Geh' nicht fort, Hella", sagte sie und wischte sich die verrätherischen Spuren aus den Augen, „ich freue mich, daß Du gekommen bist."

„Kann ich Dir irgendwie helfen, Tantchen?" fragte das junge Mädchen zärtlich.

„Nein, aber es wird mir gut thun, mich einmal auszusprechen", antwortete die Matrone und sah vertrauensvoll zu ihrer Nichte empor, die so groß und schlank und in sich selbst gefestigt vor ihr stand. „Es betrifft Guido."

Unwillkürlich mußte Helene lächeln, als sie sich den sechs Fuß hohen Menschen vorstellte, der jetzt der Gegenstand solch tiefen Kummers für seine Mutter zu sein schien. „Guido?"

„Lache nicht, dazu ist die Sache zu ernst. Es handelt sich um — er ist — sie ist — Es ist entsetzlich, es bringt mich noch um!"

Hellas große, graue Augen blickten ernst auf die Tante herab. „Sprich doch deutlicher", bat sie, „so kann ich Dich nicht verstehen. Kenne ich sie?"

„Nein, woher auch? Ich muß so viel an das Ende denken, daß ich den Anfang vergesse. Sie ist eine Italienerin, sehr hübsch, und Guido ist ganz vernarrt in sie. In der Kaiserstraße hat ihre Mutter einen Obstladen, und das junge Mädchen bedient fast den ganzen Tag die Kundschaft. Guido steckt beinahe immer bei ihr und geht mit ihr in's Theater und wohin sie will. Ich stehe Todesangst aus, daß er eines schönen Morgens zu mir kommt und mir erklärt, er wolle sie heirathen."

„Kennst Du sie, Tante? Sie ist doch gewiß ein gebildetes Mädchen?"

„Gerade gebildet genug, um ihre Schönheit gefährlich zu machen. Sie wurde in einem Kloster erzogen, und das Wenige, was sie spricht, spricht sie richtig, ihre süße Schüchternheit ist ihre stärkste Waffe — ich sollte das eigentlich nicht sagen, denn das kleine Ding ist wirklich nicht berechnend. Ihre Schönheit und ihre Scheu, beide zusammen haben dem Jungen den Kopf verdreht, ohne diese zerplatzte seine Leidenschaft wie eine Seifenblase. Wenn er die Sache nur nicht so furchtbar ernst nähme."

„Soll er vielleicht das Mädchen als Spielball seiner Launen benutzen?" fragte Hella vorwurfsvoll.

„Nein", gab die Tante klein bei, dann raffte sie jedoch ihren Muth zusammen und setzte sich zur Wehr. „Selbst das wäre nicht so schlimm, als wenn er sein Leben und das seiner Kinder und das meinige verdürbe."

Langsam, mit gedankenvoll gesenkter Stirn wiegte sich Helene im Schaukelstuhl. „Weißt Du, wie weit die Geschichte gediehen ist?" fragte sie endlich.

„Nicht ganz genau. Heute früh fand ich dieses Bild in seinem Zimmer. Er mußte es wohl vergessen haben, denn ich hörte ihn zurückkommen und danach suchen — ich brachte es aber nicht über das Herz, es ihm zu geben. Da, sieh es Dir einmal an."

Mit diesen Worten reichte die alte Dame dem jungen Mädchen eine Photographie hinüber. Hella griff lebhaft danach, und ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen, nachdem sie einen Blick darauf geworfen hatte.

„Da ist ja Nita", rief sie.

„Kennst Du sie?" fragte Frau von Alsten verwundert.

„Aber natürlich. Cousine Maries Kammerfrau ist ihre Tante."

Ein Stöhnen entrang sich der Brust der anderen, während Hella noch immer wie verzaubert auf das süße Antlitz mit den dunklen pathetischen Augen starrte, in denen die ganze Romantik Italiens zu schlummern schien.

„Da haben wir's, seufzte die Matrone, der der weiche Ausdruck in den Zügen ihrer Nichte nicht entgangen war, „Du fängst auch schon an, Du möchtest sie auch schon verhätscheln wie eine Mutter ihr kleines Kind. Was soll ich nur machen? Ich habe ihm vorgeschlagen, Dich und mich auf vier Wochen nach der Riviera zu begleiten — er hat mir schlankweg „Nein" gesagt."

„Hast Du mit ihm über sein Verhältniß gesprochen?"

„Nein, ich fürchtete, die Sache nur noch schlimmer zu machen."

„Willst Du Guido bestellen, daß ich ihn um seinen Besuch bitte?" fragte Hella jetzt und legte das Bild nieder, während sie sich zum Fortgehen erhob. „Ich erwarte ihn in den nächsten Tagen zeitig am Vormittag. Ueber das, was Du mir hier eben erzählt hast, bewahre Stillschweigen. Willst Du, Tantchen?"

„Gewiß, mein Kind. Ich werde Dir meinen Sohn schicken, behalte ihn um Gottes willen so lange, als Du anständigerweise kannst, bei Dir", entgegnete Frau von Alsten und lächelte matt.

Zwei Tage später stellte sich Guido bei seiner Cousine ein.

Helene ließ nur kurze Zeit auf sich warten. Als sie erschien, war sie zum Ausgehen angekleidet und trug ihren photographischen Apparat bei sich.

„Ich möchte gern eine Aufnahme machen, Guido. Da die Straße nicht in der besten Gegend liegt, wäre mir Deine Begleitung sehr angenehm."

„Wollen wir gehen oder fahren?" fragte ihr Vetter und nahm ihr die Kamera ab.

„Laß uns gehen, es ist nicht sehr weit. Ich will meine italienische Sammlung vergrößern", plauderte sie ungezwungen und bog nach kurzem Weg in die Kaiserstraße ein. „Ich habe bereits sieben Bilder, eines fehlt mir noch, das von einem ganz allerliebsten kleinen Geschöpfchen, die Mutter möchte auch gern eine Photographie von ihr haben, um sie ihren Leuten zu schicken. Hier sind wir an Ort und Stelle", und ohne sich umzuschauen, trat Helene in den kleinen Obstladen hinein. Innerlich war sie nicht ganz so ruhig, als sie sich äußerlich den Anschein gab, sie fragte sich im Stillen, wie Guido die Sache wohl auffassen werde, wagte aber nicht, sich herumzudrehen, um ihn anzusehen.

Ein Knabe, Anitas Bruder, befand sich im Laden. Beim Eintritt des jungen Mannes grinste er ihn vertraulich an.

„Nita ist noch nicht unten", sagte er.

„Gut, dann gehen wir hinauf", erwiderte Helene, die die Auskunft anscheinend auf sich bezog. Sie hatte es schon einzurichten gewußt, daß das junge Mädchen noch oben zu finden war.

Allerdings machte Guido Einwände, er wolle nicht lästig fallen, er störe vielleicht, doch sein Verlangen, Anita zu sehen, war zu stark, und so ließ er sich leicht von seiner Cousine überreden, sich ihr anzuschließen.

Anita öffnete selbst die Thür und fuhr bei Guidos Anblick verwirrt zurück. Sie hatte einen rothen, kattunenen Morgenrock an, dessen Schönheit erheblich durch Schmutz und Flecken gelitten hatte, und ihr seidenglänzendes schwarzes Haar hing ihr wirr um den Kopf, aber sie sah selbst in ihrer Unsauberkeit so reizend aus, daß Hellas Gewissensbisse, ihren Vetter mit hinaufgenommen zu haben, verschwanden. Dem Mädchen würde die unvortheilhafte Kleidung in seinen Augen nichts schaden.

Drei kleinere Auflagen Anitas spielten im Zimmer umher. Als die beiden eintraten, blieben sie wie festgewurzelt stehen, steckten die Finger in die Mäulchen und starrten die Fremden an. Eine fette, schmutzige Frau, die aussah, als ob sie in der Sonne schmelzen müßte, hielt einen Säugling im Arm, dem sie, ohne sich irgendwie zu genieren, erst die eine, dann die andere Brust reichte, und nickte Helene freundlich zu.

Es war fast unmöglich, zu glauben, daß dieses gewöhnliche, grobe Geschöpf jemals seiner Tochter gegliechen haben konnte, und doch war eine nicht zu verleugnende, unangenehme Aehnlichkeit vorhanden. Helene schob einen Haufen Kleider und Spielsachen, die auf einem Stuhl lagen, bei Seite und ließ Guido so niedersetzen, daß er die abschreckende Gegenwart, das Vorbild dessen, was die Zukunft einst aus Anita machen würde, deutlich vor Augen hatte. Diese selbst hielt sich schüchtern im Hintergrunde, während die junge Dame ihre Vorbereitungen zur Aufnahme traf. Noch niemals war ihrem Begleiter Hellas elegante Erscheinung so vortheilhaft aufgefallen; ihre aristokratische, blonde Schönheit hob sie wie in leuchtender Aureole von ihrer unordentlichen, nachlässigen Umgebung ab. Wie eine weiße Lilie in einem verwilderten Garten kam sie ihm vor.

Frau Velati hielt das Kind auf den Knien; ihr Kleid zuzuknöpfen, während das Kleine photographirt wurde, hielt sie nicht für nöthig. Als das Bild aufgenommen war, reichte sie Anita den Säugling, schloß langsam einige Knöpfe ihres Schlafrockes und bedankte sich bei Helene für ihre Liebenswürdigkeit.

Mit dem Brüderchen im Arm, das sie in Schlaf sang, bot die junge Italienerin einen solch entzückenden Anblick, daß Fräulein von Alsten nicht umhin konnte, ihre Wange leicht mit einem Kusse zu berühren. Allerdings konnte sie sich dabei eines beunruhigenden, judasähnlichen Gefühles nicht erwehren.

Wiederum grinste der Junge, als sie den Laden durchschritten, doch Helene bemerkte, daß Guido dieses Mal ärgerlich die Stirne kraus zog über die beleidigende Familiarität.

„Anita ist ein süßes Geschöpf, und sind die Kleinen nicht niedlich?" fragte das junge Mädchen mit der unschuldigsten Miene von der Welt auf dem Heimwege. „Welch' ein Jammer, daß sie alle nach der Mutter schlagen werden."

„Anita sieht ihrer Mutter nicht ähnlich", bemerkte Guido in zuversichtlichem Tone, doch seine Cousine gewahrte wohl, wie er gegen die vorher empfangenen Eindrücke kämpfte.

„O nein — jetzt noch nicht", entgegnete sie lächelnd, „doch warte, bis wir nach Hause kommen, dann werde ich es Dir beweisen."

Sobald sie Hut und Mantel abgelegt hatte, holte sie ihre Velatisammlung herbei.

„Hier", sagte das junge Mädchen und zeigte dem Vetter eine alte, verblaßte Photographie, „habe ich nicht recht?"

„Ist das — das ist doch nicht —"

„Anitas Mama mit achtzehn Jahren. Ich erbat mir das Bild, um eins nachmachen zu lassen. Da sieh!"

Sie legte Anitas Konterfei dicht daneben. Wie zwei rothe Rosen von demselben Busch glichen sie sich. Dieselbe dunkle Schönheit, dieselben schmachtenden Augen, die gleiche süße Schüchternheit.

Lange und ernst blickte Guido auf die Bilder nieder. Als sie ihm die anderen zeigen wollte, winkte er abwehrend mit der Hand und erhob sich schweigend.

Acht Monate später heirathete Guido seine Cousine. Mit der Zeit hatte er sie sehr lieben gelernt, und sie — nun, sie war ihm immer gut gewesen.

Kein glücklicheres Paar als sie hat je die Kirche verlassen. Unter der Menge, die sich draußen am Eingang staute, gewahrte die Braut plötzlich ein schönes, ernstes Gesicht, dessen große, dunkle Augen pathetisch auf den Bräutigam gerichtet waren. Es gehörte Anita an. Guido bemerkte sie nicht, aber während des ganzen Hochzeitsessens mußte Helene an sie denken.

Als sie endlich allein im D-Zuge saßen, der sie nach dem Süden entführte, und der junge Gatte ihr die zärtlichsten Worte, die Liebe nur erfinden kann, in's Ohr flüsterte, sagte seine Frau plötzlich:

„Weißt Du, Guido, daß Deine Mutter einmal glaubte, Du seist ernstlich in Anita Velati verliebt gewesen?"

Er sah sie mit glücklichem Lachen an. Dann fuhr es wie leichte Verlegenheit über sein männliches Antlitz: „Sie hat mir zu einer Zeit recht gut gefallen, das nette, kleine Ding. Wer weiß, ob sich meine Gefühle für sie nicht sehr vertieft hätten, wenn ich — nun, wenn ich Dich nicht gefunden hätte, mein Liebling."

Er verließ sie, um einiges anzuordnen, und Helene blieb sinnend sitzen. Arme, kleine Anita. So wie es gekommen war, war es am besten, denn aus einer Verbindung zwischen den beiden hätte nur Unheil entstehen können. Sonst hätte sie sich nie in die Sache gemischt. Kein selbstsüchtiger Beweggrund hatte sie damals beeinflußt, sie hatte niemals gedacht, daß Guido sie jemals lieben werde. So wie es war, war es am besten, und sie durfte sich ihrem Anrecht an Glück hingeben. In einigen Jahren würde Anita ihren eigenen kleinen Obstladen, einen schwarzhaarigen Gatten und ein reizendes, kleines Kind haben und vergessen, daß sie jemals nach den Sternen verlangt hatte. Und doch — armes, kleines Ding. Helene machte es ihrem Manne beinahe zum Vorwurf, daß er die Italienerin so rasch vergessen hatte — seine große Liebe zu ihr selbst gestattete ihr das.

Da kam Guido zurück, und seine leuchtenden strahlenden Augen scheuchten den Schatten der kleinen Anita hinweg.

— Vielsagend. Heirathsvermittler: Ich hätte jetzt einen sehr netten Mann, aber der ist ein eigenthümlicher Kauz, der kaprizirt sich gerade drauf, daß die Frau kochen muß. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Bedingung paßt? Fräulein: O, den nehme ich unter dieser Zusage truhig. Und was das mit dem Kochen anbelangt, das werde ich ihm schon rasch genug abgewöhnen!

Berühmte Wäscherinnen.

Gelegentlich einer Wäscherei-Ausstellung in Berlin rief ein dortiges Blatt die Erinnerung an die Berühmtheiten unter den Waschfrauen wach, die entweder selbst gewerbsmäßige Wäscherinnen waren, oder die sich trotz ihrer hohen Position, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, mit der Wäscherei zeitweise selbst befassen oder sich doch wenigstens um sie bekümmern mußten. Unter den gewerbsmäßigen Wäscherinnen ist wohl die berühmteste die Madame Sans-Gêne, die auch den breitesten Schichten der Berliner Bevölkerung durch die schier unzähligen Aufführungen von Sardous gleichnamigem Drama nähergerückt ist. Sie war deutscher Abstammung und hieß von Hause aus Katharine Hübscher. Die schöne Katharine hatte in der Rue Royal zu Paris eine kleine Waschanstalt und zählte unter anderen auch den damals nicht eben mit Glücksgütern gesegneten Leutnant Napoleon Bonaparte, der später als Kaiser Napoleon I. den Thron Frankreichs erobert hat, zu ihren Kunden. Der arme Leutnant gehörte aber nicht gerade zu den einträglichsten Kunden, er mußte der Katharine sogar die Rechnung schuldig bleiben. Einmal schrieb er ihr einen Entschuldigungsbrief, in dem er sagt: „Es ist mir unmöglich, meine Rechnung gleich jetzt zu bezahlen, da ich aus meinem armseligen Sold mich selbst, die Mutter und verschiedene Brüder und Schwestern zu erhalten habe." Die dralle Katharine wusch dem armen Leutnant die Wäsche völlig auf Credit. Nachdem sie sich des Tages über bei der Arbeit ehrlich abgerackert hatte, gönnte sie sich des Abends ein Tänzchen, insbesondere in Vauxhall, wo sie mit Soldaten des 13. Infanterie-Regiments fleißig tanzte, dessen Wäscherin sie gleichfalls war. Ein Sergeant dieses Regiments verliebte sich in sie, und die schöne Katharine überlegte nicht lange, sondern machte bald darauf mit dem Sergeanten Lefevre Hochzeit.

Während der nächsten Kriegsjahre folgte Madame Lefevre dem Regiment mit einem Wagen als Marketenderin und Wäscherin. Während dieser Zeit hatte ihr Gatte das Glück, Offizier zu werden. Er stieg immer höher, wurde 1799 General und Gouverneur von Paris und 1804 Marschall von Frankreich. Nun erschien die ehemalige Wäscherin und nunmehrige Frau Marschallin natürlich bei Hofe, wo sie durch ihr urwüchsiges Wesen und ihre originelle Art die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie erhielt infolgedessen den Spitznamen Madame Sans-Gêne. Als ihr Gatte Danzig erobert hatte, wurde er von Napoleon I. sogar zum Herzog von Danzig erhoben. Als ihm zu Ehren ein großes Bankett gegeben wurde, erregte die nunmehrige Frau Herzogin durch ihren prachtvollen, goldgestickten Sammetmantel und ihre Straußfedern in der Frisur unter den Damen die denkbar größte Sensation. Die ehemalige Wäscherin schenkte ihrem Gatten vierzehn Kinder.

Weniger vom Glück begünstigt war eine zweite Berühmtheit unter den Wäscherinnen: Rosalie Montmasson, die der später als Staatsmann berühmt gewordene Italiener Crispi geheirathet hatte. Als Crispi nach der für die Piemontesen verlorenen Schlacht von Navarra in Turin im Gefängniß saß, kam eines Tages ein wunderschönes Mädchen zu ihm und fragte ihn, ob sie ihm nicht seine Wäsche waschen könnte. Crispi verliebte sich sofort in sie und heirathete sie, nachdem er aus dem Gefängniß befreit war. Die Trauung wurde durch einen Jesuitenpater kurzerhand vollzogen. Crispi ging bald darauf nach England, während ihm seine Frau später über Frankreich dorthin folgte. Hier war sie von unschätzbarem Werth für Crispi als Schmuggler der Correspondenz zwischen ihrem Gatten und Mazzini. Sie trug die Briefe in einem Marktkorb und übergab sie den Emissären von Mazzini mitten im Covent-Garden. Nachts wusch sie Crispis einziges Hemd, während er schlief. Im Jahre 1859 kehrte Crispi nach Sizilien zurück und nahm regen Antheil an Garibaldis Feldzug. Rosalie folgte ihm überall und litt alle Drangsale mit. Als Crispi hochkam, wußte sich die ehemalige Wäscherin nicht in die Lage zu finden, legte einen extravaganten Geschmack in der Kleidung zutage, die nicht nur sie, sondern auch den Gatten lächerlich machte. Crispi verließ sie darauf und heirathete eine andere Frau. Seine Gegner klagten ihn nun der Bigamie an, aber das Gericht entschied, daß die Ehe mit der Wäscherin gesetzlich nicht korrekt war, da der Jesuitenpater die Trauung ohne alle Förmlichkeit in primitivster Weise vollzogen hatte. Rosalie bekam eine angemessene Pension.

Berühmt ist auch eine Wäscherin geworden, deren Namen man nicht kennt. Es ist „die alte Waschfrau" von Chamisso, die der Poet in dem bekannten rührenden Gedicht von der rüstigsten der Wäscherinnen im 76. Jahre verherrlicht hat.

— Nach der Kirchweih. Michel: „Heut' Nacht hat mir 'träumt, i' wär' beim Wirth 'nausg'schmissen wor'n — und wie i' in der Früh' aufwach', lieg' i' no' drauß'n!"